

## Oswald Myconius in Basel

VON WILLY BRÄNDLY

Da in diesem Jahre die Universität Basel ihr fünfhundertstes Gründungsjahr feiert, soll in den «Zwingliana» in kurzen Zügen des Mannes gedacht werden, der rund zwanzig Jahre lang Pfarrer in Basel war, zugleich Antistes aller Pfarrer der Stadt und Landschaft Basel (22. Dezember 1531 bis 14. Oktober 1552) und der auch eine Professur an der Universität inne hatte: das war der Luzerner Oswald Myconius.

Zwingli auf dem Schlachtfeld zu Kappel gefallen und mit ihm so viele seiner treu ergebenen Mitstreiter, dazu die schmerzlich-bittere Stimmung in Zürich, Myconius selber überzeugt, jetzt ohne Zwingli, seinem intimsten Freund und Patron, auf verlorenem Posten zu stehen, das alles machte ihm, dem Lateinschulmeister am Fraumünster, das Verbleiben in Zürich unerträglich. Er sehnte sich fort. Wohin? Sein Famulus Thomas Platter wußte Rat. Die Pfarrstelle an der St. Albankirche in Basel war verwaist. Beide reisten dorthin. Frühmorgens sechs Uhr sollte Myconius predigen. Ein Mißverständnis ließ den Ahnungslosen ruhig schlafen. Im letzten Augenblick weckte ihn Platter, unpräpariert mußte Myconius auf die Kanzel, predigte über das Unglück in Kappel – und gewann gleich die Herzen der Ratsherren und Honoratioren. Er wurde gewählt am 22. Dezember 1531.

Einst hatte er in Basel an der Schule zu St. Theodor und zu St. Peter geamtet, nachher in Zürich und in Luzern. Seine Heimat ertrug ihn nicht, seine Freundschaft mit Zwingli, seine Zuneigung zur Reformation und der wachsende Widerstand der Innerschweiz gegen sie genügten zu seiner Entlassung. Zürich nahm ihn wieder auf. Zwingli ließ ihn mitwirken bei der «Prophezei», in der biblische Schriften ausgelegt wurden. Ein obrigkeitliches Mandat gab Myconius hiefür offiziell Berechtigung und Auftrag. Er wurde gern gehört, er bewährte sich und wuchs so ins kirchliche Lehramt hinein. Liebe zum Evangelium, Fleiß, Geist und Geschick ersetzten den akademischen Gang und die Ordination. Als Unordinierten hatten ihn die Basler angenommen. Er zählte damals 43 Jahre. Im August 1532 wählte ihn Basel ans Münster zum Nachfolger des im November 1531 gestorbenen Johannes Ökolampad, damit auch zum Antistes und Professor.

Er konnte sich in Basel gewiß nicht besser einführen, als dadurch, daß er die von ihm verfaßte erste Lebensbeschreibung Zwinglis 1532 in Zürich im Druck erscheinen ließ. Ein anderer Luzerner, der einst in Basel stu-

diert hatte, der Humanist Ludwig Carinus, der um 1531 evangelisch geworden war, hatte ihn dazu veranlaßt. Diesem, dem Agathius von Bero-münster, ist das warme, farbige Lebensbild Zwinglis gewidmet.

Myconius wußte genau um seinen Abstand von Ökolampad. «Großer Gott», schrieb er, «welche Ungleichheit! Unerwartet und befremdend ist mir alles!» Erasmus war abgestoßen von dessen Wahl ans Münster: der Gewählte sei ein ungeschickter Mensch, ehemals ein lederner Schulmeister. Aber das war aus tiefster Verärgerung über die Einführung der Reformation in Basel gesprochen. Einst war Myconius doch sehr in seiner Gunst gestanden. Jetzt meinte Erasmus, infolge der Reformation treibe alles der Anarchie zu. Gewiß, eine humanistische Größe war Myconius nicht, auch kein Mann vornehmer, geschliffener Lebensart. Wichtiger war jetzt ein redlicher, nüchterner Charakter, der in Treue, mit Mut, mit Geduld und Zähigkeit sich für das Evangelium einsetzte, um Erreichtes zu festigen und auszubauen, der ein männliches Ja und ein männliches Nein zu sagen wußte und doch auch immer den Weg zur Versöhnung suchte. Und gerade dieser Mann war Myconius.

Daß jede Reformationskirche sich mit evangelischer Begründung vom Glauben der römischen Kirche abgrenzt, liegt auf der Hand. Auf bereits von Ökolampad gelegtem Grunde wurde 1534, von Myconius wohl nur unwesentlich geändert, die erste Basler Konfession aufgestellt und vom Volke angenommen, ein Bekenntnis, das mit seinen zwölf Artikeln sich durch Schlichtheit und Kürze auszeichnet, die ihm seine Gültigkeit bis in die neuere Zeit gesichert hat.

Mindestens so wichtig für die Kirche war ihm die Glaubenshaltung und die Disziplin der Pfarrer, ihre wirklich evangelische Einstellung. Der an sie alle gerichtete Hirtenbrief von 1534 ist ein schönes Zeugnis für die ihn bewegende und leitende Verantwortung für das kirchliche Amt. «Ihr seid die Anführer des Heeres und die Hirten der Herde Gottes. Wenn der Heerführer zuerst sich vor dem Feinde fürchtet, zuerst das Gewehr streckt und die Flucht ergreift, was soll dann der gemeine Mann tun? Dann erst ist der Krieger wahrhaft ausgerüstet zum Kampf, wenn das gewaltige Schwert des Wortes sich in seinen Händen befindet.» Und wenn es zu leiden gilt? «Wir opfern das Leben oft aus Liebe zum Vaterland, warum sollten wir es nicht auch opfern aus Liebe zu Gott?» Einigkeit ist nötig, gegenüber dem Papsttum die Erkenntnis der evangelischen Freiheit, deren Mißverstand zum Bauernkriege geführt habe usw.

Es gibt Menschen, die, wenn sie an einen neuen Posten gelangen, sich so verhalten, als hätten ihre Vorgänger nichts getan, als breche erst mit ihnen eine neue Zeit an. Myconius war nicht von diesen. So behielt er den Bann als Pflicht der Kirche bei wie Ökolampad und wahrte äußerst

pietätvoll das Andenken an ihn, wie wir noch sehen werden. Tendenzen zu Änderungen lagen auf anderer Seite. Er wurde vor zwei Probleme gestellt, die ihm viel Verdruß bereiteten. Das eine war das Verlangen der Universität, die nicht graduierten Lehrer hätten einen akademischen Titel anzunehmen. Das zu tun, weigerte sich Myconius, er halte nicht viel auf Titeln, auch wenn er deren relativen Wert anerkenne. Für ihn war das eine grundsätzliche Angelegenheit, vielleicht spielte da aber auch, bei ihm, dem Nichtakademiker und Nichtordinierten, ein psychologisch zu verstehendes, persönliches Ressentiment gegenüber den Graduierten mit. Beide Teile erhitzten sich, gaben nicht nach, und doch wurde so etwas wie eine salomonische Lösung gefunden: Myconius hatte seine Vorlesungen nicht an einem ordentlichen Katheder zu halten, sondern an einem für ihn allein bestimmten!

Doch die Universität, das heißt der hinter ihr stehende Staat verlangte noch mehr, nämlich die Unterstellung der Pfarrer unter sie als der offiziellen Korporation. Der Gedanke war bestechend, Schule und Kirche, Wissenschaft und Glaube, öffentlich miteinander zu verbinden. Myconius weigerte sich auch hier mit der richtigen Begründung, daß der kirchliche Unterricht nicht Wissenschaft zu treiben habe, sondern Verkündigung. Er wehrte sich für die Unabhängigkeit der Kirche und ihrer Diener, was von Übelwollenden wieder als päpstliche Gesinnung ausgelegt wurde. Aber ein anderes ist die Stellung der theologischen Fakultätslehrer, ein anderes die Stellung der Pfarrer. Wie er der Wissenschaft, der Universität und dem sie stützenden Staat ihr Recht zuerkannte, so wünschte er für die Kirche die ihr zukommende Freiheit. Er stand mit seiner Weigerung nicht allein. Aber leider fand sich unter seinen Gegnern, zu denen auch Bonifaz Amerbach gehörte, der Mann, der schon Luther Widerwärtigkeiten bereitet und den Myconius selbst, auf Empfehlung Bullingers hin, nach Basel gezogen hatte, das war Dr. Andreas Karlstadt, ein unruhiger Kopf, früher den Täufern zugeneigt. Nachdem dieser ehemals in Wittenberg doktoriert hatte, war er auf einmal, zum Gefallen des «Volkes», allen Titeln abhold und weigerte sich, auftragsgemäß andern das Doktorat zu erteilen<sup>1</sup>. Jetzt stellte er sich gerade auf seiten derer, die vehement den akademischen Grad verlangten, sprach auf der Kanzel und in Gesellschaft wie ein Demagoge für das Obligatorium und wollte sich großartig obrigkeitstreu und hochakademisch gebärdend, die Kirche zu einer staatlichen Lehranstalt machen. So weit kam es nun nicht. Wie Myconius die verdrehte, sprunghafte und unredliche Art Karlstadts

---

<sup>1</sup> Heinrich Wilhelm Erbkam, Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation, Hamburg und Gotha, 1848, S. 263.

ertrug, wie er mit innerer Disziplin an sich hielt, kein böses Wort über ihn öffentlich zu sagen – und auch nicht sagen durfte, weil doch er ihn nach Basel gebracht hatte –, wie er, als wäre er von den Ränken dieses nach Popularität haschenden Agitators beinahe unberührt geblieben, darüber hinwegzukommen suchte, nicht aus Schwäche, sondern in Kraft, das zeigt uns einen ausgesprochenen Zug seines Wesens.

Daß die enge Allianz zwischen Staat und Kirche jener Zeit oft zu Spannungen führen mußte, liegt auf der Hand. Daß eine Staatskirche jener Prägung eine in der Sache liegende *Mésalliance* sei, das wurde damals im Ganzen noch nicht als Problem empfunden, auch wenn sich etwa Reibungsflächen zeigten. Von solchen berichtete Myconius noch nach Karlstadts Tod (1541) an Calvin. Er schreibt diesem am 10. Februar 1542 von einem verwirrenden und verderblichen Grundsatz, «in den sich auf sonderbare Weise einige Laien, die aber Macht haben, verbohren und die, wenn sie können, uns, die wir dem Wort vorstehen, und unsere Autorität zu Fall bringen. Die einen sagen: der Rat ist die Kirche (*senatus ecclesia est*). Andere lassen sich so aus: die Kirche ist über dem Staat (*super curiam*). Der Grund dieser Haltung ist klar. Sie wollen unsere Freiheit, betreffe sie unser Lehren wie auch unser Anklagen, unterdrücken, denn auch das Recht der Exkommunikation haben sie uns weggenommen<sup>2</sup>». Myconius wehrte sich also dagegen, daß der Kirche das Recht der Kirchenzucht, das Anklagen samt dem Bann, entzogen wurde. Wir sehen heute den Bann wie die Kirchenzucht allerdings in einem andern Lichte. Unter die Kirchenzucht gehörte damals ja auch das Obligatorium des Abendmahlsbesuches. Seltsam genug, daß ein Bonifaz Amerbach sich für Jahre davon freimachen konnte, um erst später sich der evangelischen Auffassung des Abendmahls anzubequemen. Aber die Haltung Amerbachs liegt uns Modernen bestimmt näher. Gesinnungen lassen sich nicht erzwingen.

Doch was wogen solche Differenzen mit staatlichen Instanzen gegen die schwierigen, langwierigen und zermürbenden Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche wegen des Abendmahls. Was war das für ein nicht endenwollendes Kapitel! Luthers Haltung in Marburg ist bekannt. Er zog einen Strich gegen die Schweizer, die «Sakramentierer». Der Straßburger Butzer trat auf den Plan, oft geschickt, noch öfters ungeschickt. Aber man muß ihn verstehen wollen. Seine Absicht war groß, nämlich die: alle Evangelischen zu einer Einheit zusammenzubringen gegenüber der Macht Roms, um dieser gegenüber auch nicht einen Schein von innerer Uneinigkeit aufkommen zu lassen. Myconius, der ebenfalls unter

---

<sup>2</sup> Calvini op. (C. R.), XI. No. 386.

der Trennung litt, war Butzers Absichten äußerst wohlgesinnt. Hätte es damals schon ein ökumenisches Denken gegeben, sie beide wären gewiß glänzende Anwälte solchen Denkens geworden. Statt dessen mühte sich jene Zeit mit einem ungeheuren geistigen Kraftaufwand ab, die letzte, tiefste Einheit nicht in Christus selbst, sondern im Abendmahl zu finden. Das aber hieß: Luther und die Schweizer in ihren Auffassungen zusammenzubringen. Myconius, mit Butzer verbunden, wollte keineswegs von Zwingli abrücken. Aber das Element des Glaubens stärker betonend, war ihm klar: «Wo der Glaube ist, ist Christus, wo der Glaube nicht ist, ist Christus nicht.» Nun schien ein gangbarer Weg gefunden zu sein, als er jene Versammlung in Basel anführte, in der die von ihm, Bullinger, und Grynäus aufgestellte zweite Basler Konfession angenommen wurde (1536). Brot und Wein bleiben Zeichen des Leibes und Blutes Christi, aber daß sie zum ewigen Leben reichen, das geht von Christus selber und allein aus.

Luther war damals friedenswillig. Doch das dauerte nicht lange. Trotz dessen oft unerhörten Invektiven gegen die Schweizer ließ sich Myconius nicht beirren. Zwar hatte er schon 1534 an Bullinger geschrieben: «Ich unterstehe mich, zu schwören, Luther sei überzeugt, daß er und die Seinen den Heiligen Geist allein besitze<sup>3</sup>». Doch Luther war ihm größer als Luthers Heftigkeit, als Luthers Denken über das Abendmahl. Aber die Zuneigung zu ihm, auch die Verbundenheit mit Butzer und dessen Einfluß auf ihn, brachten ihn bei den Zürchern, trotz seiner Verteidigung, er halte es hinsichtlich des Abendmahls durchaus mit ihnen, in ihm wehtuenden Verdacht. Am 9. Juni 1544 schüttete er Melanchthon sein Herz aus<sup>4</sup>: «Ich vernehme, ich sei Butzeraner, Lutheraner, einer, der die frühere Ansicht verlassen habe. Durch die Stöße werde ich hart mitgenommen die Stipendiaten der Gegner werden am Umgang mit mir verhindert, werden auch von meinen Predigten weggerufen, damit nicht, wie einer schreibt, sie eine andere Ansicht des Abendmahls mitnehmen. So schmerzt mich die Sache daß ich es kaum mehr aushielt solange ich gezwungen war, Karlstadt zu ertragen. Ich bin unruhig, daß sie durch eine üble Stimmung gegen Dr. Martin (Luther) verblendet, nicht einsehen wollen, was sie doch genau einsehen. Damit Du genau weißt, wie ich denke, ist das meine Ansicht über das Abendmahl: Christus nährt uns mit dem Brot zugleich mit seinem Leib und tränkt uns mit dem Wein

---

<sup>3</sup> Fießli, *epistolae*, pag. 134. Brief 38.

<sup>4</sup> Das Original dieses noch unpublizierten Briefes liegt auf der Vadiana in St. Gallen (V, 279). Hier nach der Abschrift in der Simmlerschen Sammlung der Zentralbibliothek, Zürich.

zugleich mit seinem Blut, freilich nicht auf grobe Weise und wie die Kapernaiten glauben, sondern auf himmlische, geistliche und doch wahre Weise. Und diese Wahrheit ist zu glauben, nicht zu erforschen.»

Mit diesen Worten dürften die Zürcher wohl auch einverstanden gewesen sein. Aber mehr als fraglich ist, ob sie mit den weiteren Worten eingegangen wären: «Ich bin der Meinung, über den Leib Christi sei immer so zu urteilen und zu reden, daß er mit der Göttlichkeit (divinitati) verbunden sei, niemals aber von ihm losgerissen, wie die zu reden scheinen, die da sagen: der Leib Christi kann nicht an vielen Orten zugleich sein. Das sagen sie gewandt, ich gebe es zu, von einem von der Göttlichkeit losgelösten Leibe. Ich sehe, bei jenen gilt unfehlbar: der Leib kann nicht zugleich an vielen Orten sein, also kann er nicht im Mahl sein und zugleich im Himmel, außer durch die glaubende Betrachtung. Auf dieses physische Argument stützen sie sich so sehr, daß sie glauben, sie hätten gesiegt über alle, die nicht beistimmen. Ich bleibe indessen nicht dabei, daß ich einfach sage, der Leib Christi sei überall, sondern glaube gerne den Worten des Herrn, wenn er hinzufügt, sein Leib sei im Mahl und werde gegeben und genommen.»

Gewiß dürfen wir Myconius zugeben, daß er jedes physische Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi ablehnte und nur den geistlichen Genuß gelten ließ. Aber was er hier, ohne irgendeinen Namen zu nennen, polemisch gegen «sie», «die» und «jene» – nämlich die Zürcher – schrieb, das kam doch aus einer auffallenden Annäherung und Anlehnung an die von den Schweizern mit Recht abgelehnte Ubiquitätslehre Luthers heraus. Hier liegt jedenfalls zum allermindesten ein Ansatzpunkt zur Kritik an Myconius, er lutheranisire. Vielleicht bedeutet der letzte von Myconius geäußerte Satz eine Einschränkung, eine Präzisierung in dem Sinne: ich verlasse mich nicht auf Luthers Gedanken, sondern lasse es mir an Christi Wort genügen. Auf keinen Fall war Myconius ein Freund von heftigen theologischen Kontroversen, war er doch der geborene Ireniker, was bei ihm nun freilich auch nicht hieß, Frieden um jeden Preis, aber das bedeutete es, was er einmal an Bullinger geschrieben hatte: «Nicht mit Leidenschaft ist in göttlichen Dingen zu verfahren, sondern mit Liebe. Fehlt uns diese, so gehen wir zu Grunde.»

Butzers Vermittlungsarbeit war zuletzt gescheitert. Die Schweizer schienen allein zu stehen. Unterdessen war ein anderer in ihr Blickfeld getreten: Calvin. Nach seinem Rückzug von Genf nach Straßburg übertrugen die reuigen Genfer Myconius den Auftrag, Calvin zur Rückkehr nach Genf zu bewegen. Und Calvin kehrte zurück. Sollte es am Ende möglich sein, wegen der immer noch schwebenden Abendmahlsdifferenzen die Genfer und die Zürcher, also Calvin und Bullinger vor allem,

zusammenzubringen? Das war der Gedanke Farel's. Wir wissen, daß Calvin viel auf Luther gab. Das war kein Hindernis zu eigener Überlegung und Haltung. Calvin reiste auf Antrieb Farel's plötzlich nach Zürich zu Bullinger. Zu ihrer eigenen Überraschung waren sie in etwa zwei Stunden in den Grundzügen einig, der Consensus Tigurinus war hergestellt (1549). Der Druck des Consensus erfolgte 1551. War aus den Verhandlungen mit Luther nichts geworden, jetzt hatten die Schweizer sich in Hinsicht auf das Abendmahl zusammengefunden.

Die Annahme ist wohl nicht abwegig, es sei dadurch eine gewisse Stärkung des schweizerischen Nationalbewußtseins entstanden. Trug ja doch schon die zweite Basler Konfession von 1536 auch den Namen *Confessio Helvetica* (die heute die erste genannt wird, weil 1566 die glänzende zweite *Confessio Helvetica – posterior –* als Bekenntnis aller schweizerischen Kirchen angenommen wurde). Man bedenke, daß schon hundert Jahre später die Schweiz vom deutschen Reich politisch losgelöst wurde.

Myconius aber war schmerzlich berührt, nicht weil er mit dem Consensus nicht einig gegangen wäre, sondern weil man ihn mit den Baslern bei den Verhandlungen in Zürich nicht zugezogen hatte (dasselbe hätten freilich auch die Berner sagen können). Calvin erfuhr es, daß er sich etwas beleidigt fühlte. Rasch gab Calvin mit Brief vom 26. November 1549 aufhellenden Bescheid mit größter Genauigkeit<sup>5</sup>: «Zwischen mir und Bullinger war die fragliche Angelegenheit hin und her verhandelt worden. Da unserm Farel eine Hoffnung auf Einigung aufgeleuchtet hatte, hörte er gleich darauf mit Ermahnen nicht auf, ich sollte nach Zürich zu persönlichem Verhandeln reisen.» So trafen sie mit den Zürchern zusammen. «Was ich am wenigsten gehofft und was niemand anfänglich als möglich gehofft hatte, segnete Gott, so daß innert zwei Stunden unter uns fest gelegt war, was Ihr nun leset. Also wie Farel mit Recht sich rühmen kann, allein der Urheber dieser Verhandlung gewesen zu sein, während andere sich nicht darum kümmerten, so trägt er auch die Schuld dafür, wenn es überhaupt eine ist. Man war übereingekommen, unser Consensus sei zu unterdrücken, bis er von Euch gebilligt wäre. Und wir wollten Euch teilnehmen lassen an der Beurteilung. Aber da die Brüder Zürichs das nicht für nützlich hielten, wagten wir nicht, allzu eindringlich unsern Dienst anzubieten, so daß wir auch auf ihren Rat Bern auf der Rückkehr vermieden. Wenn Ihr also übergegangen seid, ist das kein Grund, daß Du mir oder Farel zürnst. Denn diese Verantwortung hatten die Brüder in Zürich auf sich genommen, obgleich das meiner Meinung nach von diesen eher aus irgendeinem andern Grunde

---

<sup>5</sup> Calvini op. XIII, Nr. 1309.

geschehen ist, als aus Mißachtung. Denn das Gespräch über Euch war ehrerbietig und wohlwollend.»

Auch Farel bemühte sich, Myconius zu beruhigen und schrieb ihm nur zwei Tage später u. a. die herzlichen Worte<sup>6</sup>: «Du hast mir geschrieben, daß Du schwer daran tragest, daß ich nichts an Dich schrieb, wie wenn Du von mir nicht als Bruder, den das etwas anginge, angesehen würdest, während Du doch nicht erst heute nicht nur als Bruder giltst, sondern ja schon vor 25 Jahren wie ein Vater verehrt wurdest. Und ich werde Dich nicht anders einschätzen, solange Du Christus angehörst, dem Du immer angehören wirst. Keineswegs ist an Dir etwa durch Geringschätzung gesündigt worden, noch glaubte ich, Dir etwas verheimlicht zu haben.»

Als Bullinger den gedruckten Consensus am 6. März 1551 Myconius zugesandt hatte, antwortete ihm dieser, immer noch betrübt<sup>7</sup>: «Den Consensus habe ich gelesen. Hier bedauert man, wie man es vorher bedauerte, daß unsere Kirche mißachtet wurde, als wäre sie sozusagen für die Wahrheit nicht fähig. Konnte unsere Wenigkeit (*parvitas*) verachtet werden, so durfte und konnte das doch unser Eifer nicht. Vielmehr er konnte es, weil es so geschah. Aber genug darüber, weil das, was geschehen ist, nicht ungeschehen gemacht werden kann.» Myconius hatte sich allerdings insofern in den Zürchern getäuscht, als sie keineswegs die Absicht gehabt hatten, ihn auf die Seite zu stellen, sondern der Meinung waren, er werde mit ihnen ohnehin einverstanden sein. Man sieht daran nur, was manchmal ein zeitiges Wort der Mitteilung verhindern könnte.

Wenden wir uns noch zu ihm als Herausgeber. Als Bibliander im Sinne hatte, die Briefe Ökolampads und Zwinglis zu veröffentlichen, beauftragte er Myconius mit der Besorgung dieser Briefe. So erschien denn 1536 der schöne Band, in welchem den Briefen Zwinglis dessen von Myconius verfaßte Biographie vorangestellt ist. Seinem Vorgänger Ökolampad konnte er keine größere Ehre erweisen, als dadurch, daß er alles in Druck gab, was an Predigten und Vorlesungen durch Johannes Gast ausgezeichnet worden war. Er selber erweiterte den von Ökolampad herausgegebenen Kleinen Katechismus zum Großen Katechismus, den er ins Latein übersetzte. Wenn auch nicht er, sondern Bibliander ein berühmtes Buch herausgeben wollte, nämlich den Koran, so zeugt es doch für die unbefangene Aufgeschlossenheit des Myconius, daß er, trotz dem Widerstand, den einzelne dagegen leisteten, u. a. auch Bonifaz Amer-

---

<sup>6</sup> ebenda, Nr. 1318. 28. November 1549.

<sup>7</sup> Calvini op. XIV, Nr. 1465.



bach, sich für die Herausgabe einsetzte und sie beim Rat auch erlangte, wenn auch der Rat, damit die guten Christen in Basel nicht davon angesteckt und zu Heiden würden, den Verkauf in der Stadt verbot! Was Myconius in seiner Basler Zeit an Eigenem herausgab, ist nicht gerade viel, trägt aber den Stempel klaren Denkens, schlichten, kräftigen Glaubens, so die schon erwähnte Rede an die Hirten, die «Ußlegung des 102. Psalmens Davidis», in Bern gedruckt und der Eva von Schönau geb. Anwil gewidmet, und die Auslegung des Evangeliums Markus. In letztem legt er nochmals fest, wie er über das Abendmahl dachte: «Der Leib Christi selbst ist weder im Brot, noch unter dem Brot, noch an das Brot gebunden. Die Art, wie er sich uns gibt, ist sonach eine himmlische, nicht eine irdische, darum kann sie von uns nicht begriffen und soll demnach nicht allzu ängstlich erforscht werden, nachdem einmal feststeht, daß, was wir essen und trinken, von dem Herrn sein Blut und Leib genannt wird.» Also: «Wir essen das Fleisch des Herrn mit dem Munde der gläubigen Seele oder des Herzens.»

Wenn er weiter in seinem Kommentar auf Markus 6,1f. zu sprechen kommt, hört sich das an wie ein genauer Bericht von dem, was er früher in seiner Heimat erlebt hatte: «Nichts half dem Herrn die Unschuld, mit der er von Jugend an unter den Seinen gelebt hatte. Wer von uns soll also einem Übel entgehen, dem der Herr nicht entgehen konnte? Damit mögen sich nun alle die trösten, die heutzutage um des Evangeliums willen aus dem Lande getrieben, von den Ihrigen gleichfalls verstoßen und verlästert werden, die von ihnen Drohungen und Verfolgungen zu leiden haben, die sie ihnen auch noch in die Verbannung nachsenden. Sie mögen mit Christus tragen, was sie nicht ändern können und ihre Seelen in Geduld fassen darüber, daß ihnen solches nicht von Heiden und Fremden, sondern von den eigenen Hausgenossen und Blutsverwandten widerfährt<sup>8</sup>».

Am 14. Oktober 1552 starb er von der Pest ergriffen, nachdem ihn schon im Frühling 1550 auf der Kanzel ein Schlag getroffen hatte, von dem er sich wieder einigermaßen erholte. Der Tod fand einen lebensmüden Mann. Wenige Wochen darauf folgte ihm seine Frau nach.

Myconius hat ein reiches Briefmaterial hinterlassen, einen Schatz, der mit Ausnahme des brieflichen Verkehrs mit seinen Freunden Zwingli, Vadian, Calvin und Farel, für den er sich einst ganz besonders persönlich eingesetzt hatte, noch ungehoben ist. Sein Bild wird sich noch vertiefen, wenn einmal der Bullinger-Briefwechsel gedruckt sein wird.

---

<sup>8</sup> Karl Rudolf Hagenbach: Johannes Ökolampad und Oswald Myconius, die Reformatoren Basels, Elberfeld 1859, S.428.

Wir werden Myconius nicht einen Pionier des Glaubens nennen können. Er war Epigone. Das schmälert sein Verdienst keineswegs. Er hat mitgeholfen, in oft sehr schweren Tagen der ihm anvertrauten Herde das Evangelium zu erhalten, sorgend um Brüder im In- und Ausland, ungemein väterlich-gütig besorgt um bedürftige Studenten und durchreisende, um des Glaubens willen vertriebene Brüder. Für ihn, den etwas schwerblütigen, von großer Verantwortung geleiteten Mann dürfen die Worte gelten: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.